

Der illegale Weg in die Freiheit

erzählt im April 2021 von unserem Landsmann Ewald Steinbrunn

Nun sind es schon 40 Jahre her und in meinem Innern wühlt nach wie vor eine mit Gänsehaut geprägte, bewegende Geschichte. Eine Tatsache, die ich aus meinem Leben nicht streichen kann, aber auch gar nicht möchte, denn irgendwie tut sich eine befriedigende Zufriedenheit in mir auf. Ich habe für meine errungene Freiheit etwas getan, die ich mühend errungen hab, die ich zu schätzen weiß, wenn auch nicht immer alles meiner freiheitlichen Vorstellung entspricht. Ich bin trotzdem sehr zufrieden. Immer noch ...

Bereits im Jahr 1980 plante ich mit zwei weiteren Kumpels eine Fluchtstrategie in die freie Welt, denn ein Leben mit Freiheitsgedanken und demokratische Äußerungen wurde in Rumänien immer mehr unterbunden. Der gemeinsam ausgedachte Fluchtplan mit Walter und Franz fiel dann ins Wasser, da ich mich in jenem Jahr einer OP unterziehen musste.

Eine realistische Fluchtoption, von einem rumänischen Fluchthelfer aufgezeigt, ließ uns Dreien nicht mehr abhalten, das Land endlich zu verlassen. Am 13. März 1981 um 10 Uhr begegneten wir uns fest entschlossen am Temeswarer Nordbahnhof und warteten sehnsüchtig den Schleuser, der uns den Fluchtweg an der fest verriegelten Grenze weisen sollte. Sein Abwesendsein am Bahnhof zum abgesprochenen Termin verunsicherte uns gewaltig. Als der Uhrzeiger sich in Richtung 12 Uhr bewegte, also zwei Stunden später, erschien der von uns ersehnte Mann. Sein spätes Erscheinen verunsicherte uns dermaßen, dass wir ihm ab diesem Zeitpunkt nicht mehr so richtig trauten. Maßgebend für uns war es jedoch, er zeigte sich vor Ort und wir wussten unbeirrt, es stand sehr viel auf dem Spiel. Er fuhr mit uns nach Tschene. Die Gemeinde liegt an der „Alten Bega“ und zwar 4 Kilometer von der Grenze zu dem ehemaligen, damals westlich orientierten Jugoslawien. Dort angekommen, kamen uns schon die Grenzbeamten eilend und schwer bewaffnet entgegen. Der Schmuggler hatte uns in eine Falle der Unmenschlichkeit gelockt und uns regelrecht den Grenzen ausgeliefert.

Dieser Verrat hatte unvorstellbare Folgen. Man transportierte uns in die Banater Landeshauptstadt. Ein Monat mussten wir in den Strafzellen der Temeswarer Miliz ausharren. Unzählige Vernehmungen folgten. Unsere dem Schleuser zugedachten Schmiergelder waren wir letztendlich los. Doch noch schlimmer traf es mich, da ich Valuta mit mir trug. Solch ein unverzeihbares Delikt begangen zu haben, strafte man noch zusätzlich. In der Zelle begegnete ich

einem Hallodri, so musterte ich ihn auf Anhieb. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass er ein Milizspion war. Dem zweiten Mithäftling, dem Grenzzoffizier Gicu, erging es noch viel schlechter als mir. Seine mir unwissende Straftat wurde mit einem Freiheitsentzug von 20 Jahren „belohnt“. Ich wurde für mein „Vergehen“ mit einem Jahr und zwei Monaten verurteilt.

Das Temeswarer Gefängnis „Popa Sapca“ sollte jetzt für diese Zeit mein Zuhause sein. Tagsüber arbeiteten wir auf einer Baustelle. Dort konnte mir ein Andreser Landsmann ab und zu verstohlen gewohnte Nahrung von daheim zustecken. Monate verstrichen und die Zeit im Kerker wurde immer unzumutbarer. Mit dem geglaubt geheimen Gedanken, dem Zuchthaus zu entkommen, entpuppte sich als eine Illusion. Wieder zeichnete sich ein dreister Verrat ab. Als es hieß „Sarsanaua“ (Gepäck mit dem nur Notwendigen) mitzunehmen, war mir und meinen Kumpanen klar eine „Cursa“ (Umzug/Reise) ins weite Land besteht uns bevor.

In fest verschlossenen Waggons transportierte man die Fluchtinitiatoren nach Rahova, an das nahe gelegene Bukarest. Kaum dort angekommen, die Häftlinge in Fünfer-Reihen aufgestellt, wurde die Haftanstalt mit einem unüberhörbaren Geschrei übertönt. Was war geschehen? Etwas Absonderliches lag in der Luft. Ich zündete ungeduldig eine Zigarette nach der andren an. Noch nie schmeckte das schäbige Nikotin der „Amirals“ (rumänische Zigarettenmarke) so gut wie damals. Die anschließend vorgeführte Nachricht kristallisierte sich für viele Sträflinge zu einem Vorteil heraus, denn ein neues Dekret, herausgebracht von dem geliebten Führer des Landes, Nicolae Ceausescu, erläuterte eine Amnestie für Knastis, die bis zu zwei Jahren verurteilt waren. All diese Inhaftierten durften ab sofort die Gefängnisse verlassen. Ich dachte mir, was der „geliebte Führer“ doch alles kann... Der eigentliche Grund der Entlassung vieler Häftlinge waren die überfüllten Häftlingsanstalten von politischen Gefangenen.

Am 29. August 1981 stieg ich in Sanktandres aus dem Bus. Das Sonderbare an der Ankunft in meinem Heimatort war, dass meine Mitmenschen mit denen ich über Jahre hinweg gemeinsam agierte und lebte, mich fast nicht mehr erkannten. War es mein kahl geschorenes Haupt? War es meine dürr porträtierte Gestalt, die ich mir in den letzten Monaten zuzog und in der ich mich bei meinen Landsleuten an jenem Tag ungehemmt vorstellte? Ich war ein Freiheitsdenker und meine Freunde bewunderten meine „Straftat“. Nicht so bei den Milizbehörden, die gegenüber vor meinem Elternhaus hausten. Auch die Temeswarer Securitate (Geheimmiliz) ordnete mich innerhalb von zehn Tagen immer wieder in dieses Milizrevier. Sie versuchten mein Freiheitsideal zu brechen und drohten andauernd mit bestrafenden Konsequenzen. Ich konnte meine Wut den zivilen Heuchler gegenüber nicht mehr bändigen: „Wisst ihr überhaupt, unter welchem Hausdach ihr mir diese Drohsätze vorlegt?“ Mir war buchstäblich der Faden gerissen.

Komme was wolle. Ich schob nach: „Es ist das enteignete Heim meines Großvaters, den man hier aus diesem Gebäude heraus ekelte und jetzt scheint diese Ungerechtigkeit sich wieder zu wiederholen!“ Stutzig bewunderten diese etwas geschockten Hochstapler meinen aufgebrachtten Mut und ließen mich aus der verrauchten Stube schleichen.

Ich hatte was Besseres zu tun. Die vorgezogene Andreser „Kerweih“ (Kirchweihfest) wurde zu jener Zeit von den Sanktandresern vorzüglich behandelt. In diesen Tagen konnte ich die Zeit meines Schundes etwas abseits stellen. Ich genoss es, unter Freunden zu sein und mit ehrlichen Landsleuten zu feiern.

Innerhalb von 14 Tagen sollte ich meinen Arbeitsplatz in Temeswar wieder antreten. Ab nun sollte ich minderwertige Arbeiten im Unternehmen leisten. Das ließ ich mir nicht gefallen. Ich nahm meine vom Personalleiter gefertigten Papiere und zog hoch zur Chefetage. Der Personalleiter wollte mich abhalten und schob eine kuriose Ausrede vor, würde der Direktor des Unternehmens derzeit doch eine wichtige Besprechung in seinem Büro führen. Ich platzte vor Zorn. Als ich hastig an die Tür des Chefs klopfte, sie ohne abzuwarten öffnete, saß der Firmenvorsitzende mit mehreren Personen an einem großen Tisch – vermutlich waren es Parteigenossen, – umzingelt von alkoholischen Getränken. Der „beschäftigte“ Boss signierte kommentarlos, ohne mich zu befragen und ohne die Dokus zu inspizieren meine Papiere meines alten Arbeitsplatzes betreffend. Mit dieser Voraussetzung hätte ich meinen alten Arbeitsbereich wieder betreten können, hätte ich nicht zwei Tage später ganz andere Vorhaben ins Auge gefasst.

In dieser kurzen Unterbrechungszeit traf ich im Temeswarer Biergarten „Cina“ Menschen, die auch mit diesem allgegenwärtigen Freiheitsdrang liebäugelten. Bata, ein Serbe, bat mich zu ihm nach Betschkerek zu kommen und presste einen sonderbaren Satz von seinen Lippen: „Heut Nacht flüchten wir.“ Er reichte mir eine herabgekommene, viel zu enge, aber dunkle Kleidung, die ich eingeengt über mich streifte. Plötzlich traten noch drei junge Männer und zwei junge Frauen über die Türschwelle des Serben. Es waren Rumänen, die auch ihr Glück in die Freiheit wagen wollten.

Föen (Foeni, rumänisch; Venj, serbisch) hieß die Ortschaft, von der man das jugoslawische Grenzland sichten konnte. Der sonst so freundlich gesinnte Mond hielt sich damals etwas im Versteck, denn die aufgezogenen Wolken verhinderten ihm die Sicht zu unserem Fluchtfeld. Ich erinnere mich an schreiende Befehle von Kuhhirten und an die stark ertönenden Kuhglocken, die die Rinder trugen, als sie an unserer Zufluchtsstätte, die sich als eine kleine Bodenvertiefung herauskristallisierte, vorbeizogen. Ein Grenzer auf dem Wachturm hielt Ausschau nach Flüchtlingen. Wie auch immer, abrupt verließ er sein Wachhäuschen, anscheinend drückte seine Blase oder er wollte am Boden des Geschehens paar Worte mit seinem Mitstreiter austauschen. Diesen Augenblick nutzten wir voll aus. Wie ein tobender

Orkan zischten wir übers weite Feld, das mit „Kukuruz“ (Mais) bepflanzt war. Wir liefen wie hungrige Ratten in dem schneidigen Maislaub. Und dann begann es zu regnen an. An den fast endlosen Maisreihen zeigte sich plötzlich ein Nichts. Und dieses sogenannte Niemandsland überquerten wir.

Dann starrten wir im Morgenschimmer, das Firmament mit schwer hängenden Wolken abgedeckt auf die fleißigen serbischen Bauern und Bäuerinnen, die ihre Ernte unter Dach und Fach brachten. Die völlige Nässe, der große Hunger und die Erschöpfung machten uns zu schaffen. Als am Horizont der Abend sich ankündigte, trieb es uns zu einem kleinen Dorf, wo wir eine schmale Landstraße vorfanden. Eine „Tuba“ (ein ausrangierter Bus) näherte sich der Haltestelle. Paar versteckte Dinar zog Bata aus seiner Tasche, reichte sie dem erstaunten Busfahrer und bat ihn, uns nach Belgrad zu fahren.

In der jugoslawischen Hauptstadt angekommen wagten wir, die zweite Fahrt in Richtung Westen aufzunehmen. Das eigentlich freie Land stand vor der Tür und war trotzdem noch so weit entfernt. Großzügig drückten wir dem Busfahrer die restlichen Dinarscheine in die Hand, ohne auf eine Geldrückgabe zu warten, und hofften in kürzester Zeit die österreichische Grenze zu erblicken.

Wir stellten uns den österreichischen Grenzbehörden und merkten, dass wir kein Unikum waren, hatten doch schon einige Landsleute bis dahin derartige Fluchtwege in die freie Welt bewerkstelligt. Ich hatte das Gefühl, man hatte uns begrüßend und human in Österreich empfangen. Mein Riesenvorteil: Ich beherrschte die deutsche Sprache und konnte mich mit diesen netten Leuten frei unterhalten. Man bot uns Essen und Wasser an und unser Mehrnationenbündnis umarmte sich. Wir waren wie Brüder und Schwester.

Nach mehreren Zwischenstopps wurden wir dem Flüchtlingslager im niederösterreichischen Traiskirchen etwa 20 Kilometer südlich von Wien zugeteilt. Für uns schien dieses Lager wie ein Palast; was hatten wir nicht alles auf dem abscheulichen Fluchtweg schon erlebt. Nichtsdestotrotz wühlte in mir eine gewisse Unruhe. Ich wollte so schnell wie möglich in das Land, das ich als mein Mutterland bezeichnete und das mir die Möglichkeit eines Neuanfangs in meinem bis dahin unfreien Leben geben sollte. Hans, ein Banater Schwabe aus Tribswetter, der in Sindelfingen lebte, versprach mir bei seinem letzten Besuch in Sanktandres, dass er mich bei einer Ankunft im Westen nicht im Stich lassen würde. Auf eine einfache Postkarte ohne genaue Adressangaben bat ich Hans, mich in Traiskirchen abzuholen. Ich wundere mich heute noch, wie diese ungenau adressierte Postkarte und ohne großartige Digitalisierung meinen Freund erreichen konnte.

An einem spätsommerlichen Tag standen Hans und seine Freundin Juli, eine Andreserin, vor dem Lager. Der Drang nach Flucht ließ mich noch immer nicht los. Ich nutzte das geöffnete Fenster und seilte mich an der Dachrinne zum Boden ab. Glücksgefühle überrollten mich. Wir stiegen in den Pkw und rasten schnellstens davon. Nun stand nur

noch ein Grenzübertritt bevor. Von weither stellten wir an der österreichisch-deutschen Grenze die Neugier der Beamten fest. Wir bastelten an einer Strategie eines Flucht- bzw. Einreiseversuchs, wenn ich es so nennen darf. Bei einer Festnahme an der Grenze habe ich immer ehrlich zu sein und die volle Wahrheit auf den Tisch zu legen, dies hat Hans mir empfohlen und daran habe ich mich gehalten. Er meinte, die Ehrlichkeit hätte ab nun Vorrang. Wissen wir doch alle, wo es keine Ehrlichkeit gibt, kann niemals Vertrauen sein.

Hans setzte mich am Straßenrand ab und wartete in der Bundesrepublik Deutschland. Ich latschte verstohlen am rechten Straßenrand gegenüber der Grenzstation an der linken Seite und wollte so die Kontrollaktivitäten der Grenzer umgehen. „Halt!“ Man stoppte schlagartig meinen Freiheitsgang. Ich schilderte wahrheitsgetreu Wort für Wort den österreichischen Behörden meine Fluchtetappen. Plötzlich stand Hans in der Eingangstür des Vernehmungszimmers. „Ach, sie sind Herr Wolf?!“, entgegnete fragend und willkommen der Grenzer. „Wir warten schon auf sie“ setzte er fort. Ich durfte mit meinen Freunden in das freie Deutschland mitreisen. Ein großer Traum ging in meinem Leben in Erfüllung.

In den nächsten Tagen staunten Hans und Juli etwas stutzend, als man sie in die Ecke der illegalen Fluchthelfer drängte. Ich konnte meine längst angeforderte bundesdeutsche Rufnummer vorweisen und meine Identität und meine Zugehörigkeit zum deutschen Staat eindeutig bestätigten. Dadurch wurde die Fluchtaktion konkretisiert und die Anzeige zurückgenommen.

Heutzutage kann ich über diese grauenhafte Zeit leise lachen. Und das ist gut so. Wenn meine Tochter zu diesem Thema wissbegierige Fragen stellt, kann ich immer wieder einen angemessenen Scherz darüber schmunzelnd überreichen. Unlängst fragte mein Kind, was „Popa Sapca“ heißen würde. Ich fand sofort eine Antwort darauf: „Studium an der Uni in Temeswar.“ Die Tochter googelte und erwiderte: „Stimmt doch gar nicht. `Popa Sapca Timisoara` ist ein Gefängnis!“ „Jawohl mein Kind, ein Knast mit vielen Facetten und Erlebnissen“, antwortete ich.